

**Zeitschrift:** Aarauer Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Ortsbürgergemeinde Aarau  
**Band:** 92 (2018)

**Artikel:** Keine Zerstückelung, ein grosser Wurf  
**Autor:** Hess, Heidi  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-730613>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

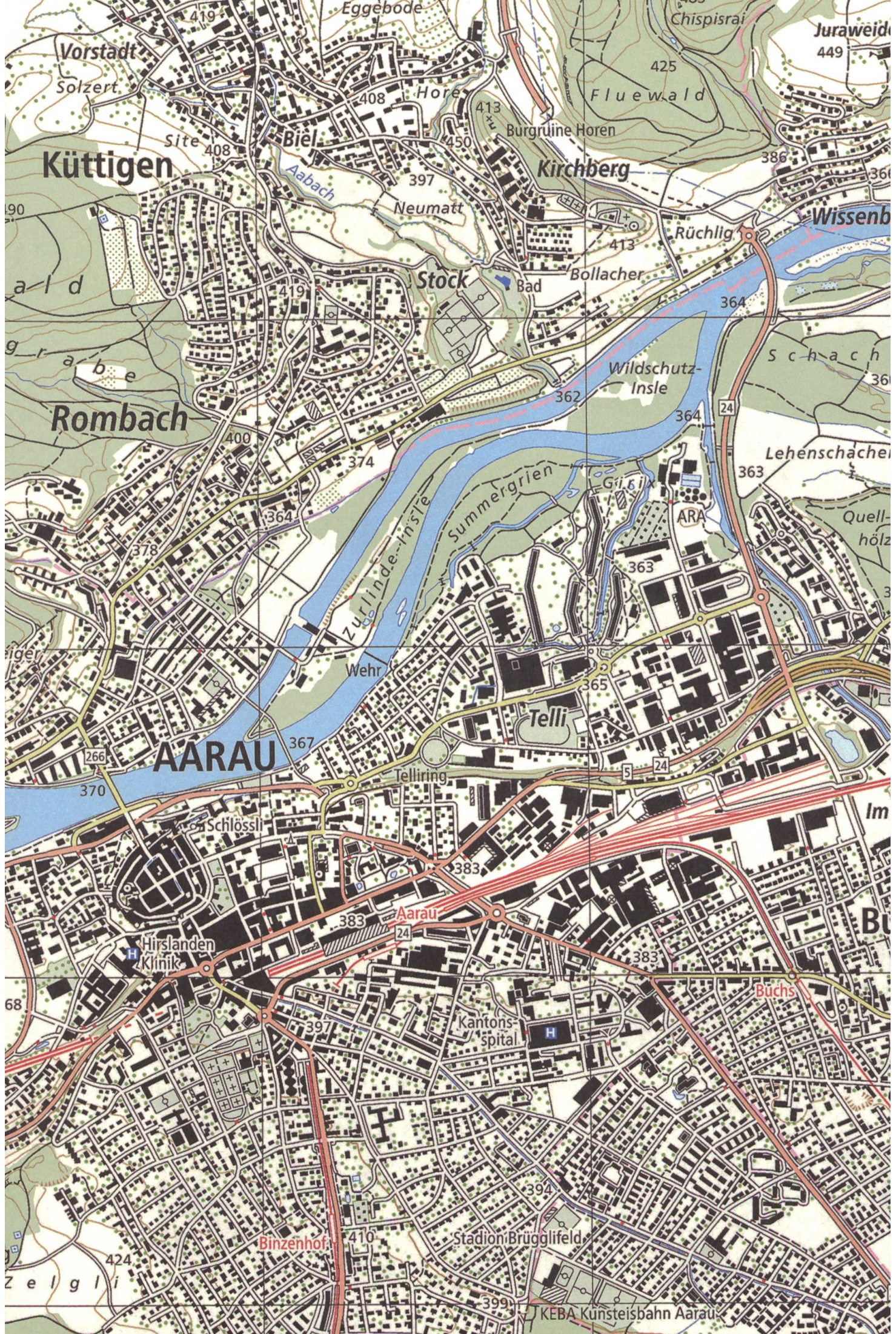
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**







# Keine Zerstückelung, ein grosser Wurf

Heidi Hess

1 In fünf rund einstündigen Gesprächen wurden ihre Erzählungen aufgezeichnet, gesichtet, auf das Wesentliche reduziert und in diesem Beitrag thematisch und chronologisch zusammengefasst.

2 Damals waren sie zwischen 20 und 40 Jahre alt, heute sind sie zwischen 60 und 80. Das Land, auf welchem die Telli heute steht, gehörte zur Färberei Jenny und damit den Familien von Ernst und Christian Jenny. Sie hatten es an das Generalunternehmen Horta AG in Küttigen verkauft. Für die Arealüberbauung wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben. Damaliger Stadtbau- meister war Fritz Wagner. An die Bauzeit erinnern sich Günter Schierbaum und Franz Jäck, beide Architekten und bei der Horta in Führungspositionen angestellt. Walter Howald und Beatrice Wagner schliesslich gehörten zu den Ersten, die an der Rütmat- strasse 1973 ihre Wohn- ung bezogen und sich dort auch heute noch wohlfühlen.

← Ausschnitt aus der aktuellen Landeskarte 1:25 000. Reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BAT 170053).

**Sie waren dabei. Vor fast 50 Jahren haben sie miterlebt, wie die Mauern der Überbauung Telli in die Höhe gewachsen sind. Höher als die Bäume in den nahe gelegenen Auen an der Aare. Daran erinnern sich heute die einstigen Landbesitzer, der Stadt- baumeister, Mitarbeiter des General- unternehmens Horta und Bewohner der ersten Stunde.**

Die Überbauung Telli mit ihren lang gestreckten Wohn- blöcken polarisierte von Anfang an. Es war indessen nicht nur mutig, in der Gartenstadt Aarau vier mächtige Wohn- häuser hinzustellen. Es entsprach auch dem Zeitgeist. Über- all in der Schweiz entstanden in den 1960er- und 1970er- Jahren Satellitenstädte. Die Stadt Aarau wollte sich nicht profilieren, sondern auf den Wohnungsmangel und die nega- tive demografische Entwicklung reagieren. Als sich Anfang der 1970er-Jahre die Gelegenheit ergab, die letzte grosse Landreserve, unten an der Aare, zu überbauen, waren sich Stadt, Landbesitzer und das Generalunternehmen Horta einig: Hier sollte ein neuer Stadtteil entstehen, mit Wohn- ungen für mehrere tausend Einwohner. Sieben Menschen<sup>1</sup> erinnern sich an seine Entstehung.

Die Aussagen der Zeitzeugen<sup>2</sup> stehen im Zentrum. Sie er- zählen ihre Sichtweise. Sie berichten, wie sie die damalige Zeit erlebt und wahrgenommen haben. Von damals bis heute ist

viel passiert. Die persönliche Wahrnehmung verändert sich, oft unbewusst, weil andere Ereignisse die eigenen Erkenntnisse beeinflussen. Hintergrundinformationen zu diesem Text basieren im Wesentlichen auf dem 1998 in den Aarauer Neujahrsblättern erschienenen Artikel «Die Wohnsiedlung Telli in Aarau: Eine Grossüberbauung im planerischen und städtebaulichen Kontext», verfasst von Felix Fuchs und Michael Hanak.

## **Das Land wird an die Horta verkauft**

Der Zonenplan der Bauordnung von 1959, ausgearbeitet unter Stadtammann Erich Zimmerlin, eröffnete neue Perspektiven in Aarau. Er führte nach der ersten Aarauer Bauordnung von 1915 zu einer präzisen Ausscheidung der einzelnen Nutzungsgebiete mit detaillierten Bauvorschriften.

Betroffen von dieser neuen Bauordnung war auch das Gebiet in der Telli. Dort hatte sich bereits vor 1900 Industrie angesiedelt, nach wie vor wurde das Land aber auch landwirtschaftlich genutzt. Die Landbesitzer Ernst und Christian Jenny von der Färberei Jenny erinnern sich an die Umzonung:

«Entscheidend war die Einzonung des Landes. Aarau hatte damals noch keinen Einwohnerrat, beschlossen wurde an einer Einwohnergemeindeversammlung. Bisher gehörte das Gebiet in der Telli zum übrigen Gemeindegebiet. Mit dem neuen Zonenplan wurde es als Wohn- und Gewerbezone definiert, Wohnen im Norden, Gewerbe im Süden.»

Somit lag die letzte grosse Baulandreserve in Aarau mit über 200 000 Quadratmetern Fläche im Nordosten der Stadt, in der Telli. Das grösste Gebiet war im Besitz der Färberei-Familien Jenny. Es handelte sich dabei um die Brüder Alfred und Christian Jenny sowie die Cousins Ruth und Ernst Jenny. Christian Jenny und sein Bruder verfolgten ihre eigenen beruflichen Pläne:

«Weder mein Bruder noch ich wollten unbedingt in die Firma. Das besprachen wir mit den Eltern schon Mitte der 1950er-Jahre, als wir noch in die Schule gingen. Ich wollte Elektroingenieur werden, interessierte mich für Computer und Informatik zu einer Zeit, als das noch kaum bekannt war, und ging deshalb zunächst an die ETH. Später studierte ich an der Stanford University, im Silicon Valley. Mein Bruder wollte zwar Chemiker werden, aber keine Firma managen.»

Anders war es bei Cousin Ernst Jenny. Er hatte, als es so weit war, Lust, die Firma zu übernehmen:





↑ Ernst Jenny (Jahrgang 1936).

«Meine Schwester war etwas älter als ich, sicher hätte sie die Firma führen können. In der damaligen Gesellschaft war es aber unvorstellbar, dass eine Frau eine Färberei führt. Man schickte sie in die höhere Töcherschule ins Welschland. Die Färberei übernahm ich von meinem Vater für eine Million [Franken]. Die Textilindustrie befand sich jedoch auf dem absteigenden Ast: 1971 verkaufte ich die Färberei nach Zofingen.»

Der Verkauf der Färberei, die sich über dem Stadtbach befand und diesen mal rot, mal gelb, mal blau färbte, geschah unabhängig vom Verkauf des umfangreichen Landbesitzes auf dem angrenzenden Gelände. Christian Jenny sagt:

«1971 überlappte sich Einiges. Der Verkaufsvertrag mit der Horta für das Bauland wurde bereits im März 1970 unterzeichnet. Ich war deswegen aus Amerika zurückgekommen, wo ich bei IBM gearbeitet hatte, später konnte ich in Rüschlikon, im IBM-Forschungslabor, weiterarbeiten. Für mich und meinen Bruder war das Ganze mit dem Landverkauf abgeschlossen ... Das Haus meiner Eltern, die Villa Jenny, steht immer noch. Versteckt hinter Bäumen, neben der Heilpädagogischen Schule.»

Für das Generalunternehmen Horta arbeitete der Architekt Günter Schierbaum. Das Unternehmen, das unter seinem Gründer Josef Wernle von einem kleinen Zimmermannbetrieb in Küttigen zu einem Generalunternehmen herangewachsen war, mit Fabriken, die Küchen und Schränke industriell herstellten, hatte den Zuschlag für das Land erhalten. Schierbaum war in der Planungs-AG für Baumanagement bei der Horta für die Landanalysen zuständig:

«Aarau hatte diese letzte grössere Landreserve, und der Stadt fehlte es an Wohnungen. Rund um Aarau entwickelten sich die Bevölkerungszahlen positiv, die umliegenden Gemeinden wuchsen. Die Stadt Aarau aber nahm einwohnermässig ab – in den 1960er-Jahren war das für die Politiker ein Alarmzeichen. Die Horta konnte diese Landreserve schliesslich den Jennys abkaufen. Das war ein grösserer Brocken, ein Betrag von mehreren Millionen.»



↑ Christian Jenny (Jahrgang 1937).

## Gewinner ist der Stadtplaner

Im Juli 1970 wurde der Wettbewerb für die Arealüberbauung ausgeschrieben. Die Grundeigentümergeinschaft, bestehend aus der Horta, der Färberei Jenny, der Einwohner- und der Ortsbürgergemeinde lud sechs Architekturbüros ein, ihre Projektentwürfe bis Dezember 1970 einzureichen. Es handelte sich um die drei Aarauer Büros Aeschbach,



Bachmann sowie das Büro Geiser und Schmidlin, ausserdem das Büro Funk und Fuhrmann aus Baden, Marti + Kast aus Zürich und das Architekturbüro Wolf aus Bern.

Das Wettbewerbsprogramm hatte der damalige Aarauer Stadtbaumeister René Turrian gemeinsam mit Günter Schierbaum von der Horta erarbeitet:

«Wir haben die Zielrichtungen vorgegeben: «Hohe Erlebnisdichte» war ein Schlagwort, man wollte eine abwechslungsreiche Raumgestaltung. Keine langweilige, tote Stadt, sondern eine grüne Stadt in der grünen Stadt, mit Schule, Kindergärten, Hort, Einkauf und Gemeinschaftseinrichtungen. Das Ganze sollte verkehrsfrei sein, ein möglichst ungehemmter Zutritt zu Fuss in die Aareauen, ins Erholungsgebiet. Der Sengelbach musste ausserdem offen bleiben. Das alles hat sich durchgesetzt und bewährt.»

Auch Fritz Wagner äussert sich zu den Wettbewerbsvorgaben. Er folgte 1970 als Aarauer Stadtbaumeister auf René Turrian. Wagner war zuvor Stadtplaner in Baden und gehörte in dieser Funktion bereits der Wettbewerbsjury an.

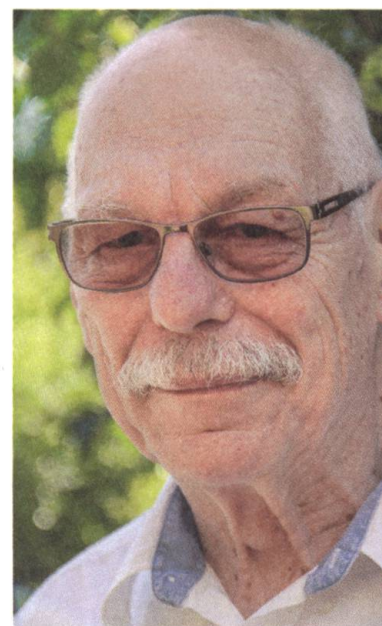
«Vieles war vorgeschrieben, auch die sogenannten Horta-Normgrundrisse, der Wohntypus «Rastel-Granit» mit durchgehenden Balkonen auf beiden Seiten und einer klaren Einteilung: offene Küche mit Sitzplatz daneben. Man wollte einen neuen Stadtteil mit der ganzen Infrastruktur. Das war ein wichtiger Bestandteil des Wettbewerbs. Solche Aussenquartiere entstanden damals auch um Bern, Zürich oder Basel. Für die Telli spielte die Überbauung «Le Lignon» in Genf eine grosse Rolle. Wir sind zusammen nach Genf gereist und haben uns «Le Lignon» angeschaut. Diese Siedlung ist grösser und sturer. So stur wollten wir das nicht.»

Die Idee, in der Telli etwas Grosses zu bauen, hatten die Grundeigentümer Jenny schon viel früher, noch bevor sie ihr Land verkauft hatten, wie Christian Jenny sagt:

«Ich erinnere mich an eine Sitzung, in der wir sagten, wir lassen alles beieinander. Nicht da und dort ein paar Quadratmeter verkaufen. Keine Zerstückelung, sondern ein grosser Wurf. Sonst wird es wie die Vordere Telli: viele Häuschen, ein vergrösserter Schrebergarten ohne Gesamtkonzept. Das wollte niemand. Auch die Stadt nicht.»

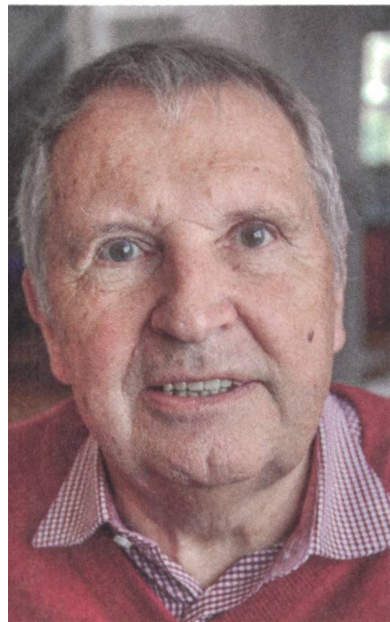
Im Dezember 1970 lagen der Wettbewerbskommission die Entwürfe vor. Günter Schierbaum erinnert sich:

«Mehrere Tage lang haben wir die verschiedenen Projekte analysiert. Zwei sind hervorgestochen: zum einen eine Art Tatzelwurm von Aeschbach, sozusagen eine Nachahmung von «Le Lignon» in Genf, alles auf



↑ Günter Schierbaum  
(Jahrgang 1937).





↑ Fritz Wagner (Jahrgang 1935).

einer Höhe und drei Hochhäuser. Das war ein sehr schönes Projekt. In der Wettbewerbskommission stand die Bewertung 5:5. Den Ausschlag für das Projekt von Marti + Kast gab die Tatsache, dass es etappierbar war. Das Projekt von Aeschbach wäre eine ewige Baustelle geworden.»

Etappenweises Bauen und die Entstehung eines neuen Stadtteils mit Einkaufsmöglichkeiten, Schule und Parkanlagen waren ausschlaggebende Faktoren für den Wettbewerbsgewinn. Fritz Wagner erklärt:

«Das Projekt, das schliesslich den ersten Preis erhielt, hatte diesem Gedanken am besten Rechnung getragen. Wir haben einen Park mit wenigen, grossen Häusern drin. Viel Grün, in das man hineinschauen konnte.»

Das betont auch Jurymitglied Günter Schierbaum:

«Dieser Wettbewerb war in erster Linie eine städtebauliche Aufgabe. Was Wunder, hat der Zürcher Stadtplaner Marti diesen Wettbewerb gewonnen. Von der Grundstruktur her musste ein neues Stadtquartier stimmen. Die Grösse eines Abstellraums war weniger massgebend ...»

### «Ein sehr ausgereizter Grundriss.»

Im Wettbewerbsprogramm von 1970 war vorgeschrieben, dass die Überbauung so zu konzipieren sei, «dass die ökonomischen, von der Horta entwickelten ›Rastel-Granit-Typen‹ zur Anwendung kommen können». Die Grundrisse der Wohnungen seien grundsätzlich zu typisieren, hiess es in der Ausschreibung, Günter Schierbaum dazu:

«Rastel-Granit war ein sehr ausgereizter, einfacher Grundriss, kein Quadratmeter zu viel. Er war eine Erfindung von Josef Wernle, Gründer der Firma Horta. Dieser Grundriss war Voraussetzung für alle Wohnungen der Überbauung. Er wurde verwendet, weil er sich bewährt hatte und wirtschaftlich war.»

Verantwortlich für diesen Wohnungstypus bei der Horta war Architekt Franz Jäck:

«Ich bin 1970 zur Horta-Gruppe gekommen und war für die Bausysteme Rastel-Granit verantwortlich, für die technische Betreuung und für Neuentwicklungen. Das betraf die ganze Grundriss-Systematik mit Bauelementen wie Küchen, Fenster, Fassadenelementen und natürlich dem Konzept der beiden Balkone. Der Ost-West-Typ, im Osten der Schlafzimmerbalkon und im Westen der Hauptbalkon.



Wir verwalteten die Normpläne, die den Architekten als Grundlage für ihre Planung dienten. Jeder Architekt überlegte sich bei den Normplänen immer zuerst, was er anders machen würde. Sie kamen mit ihren Vorschlägen zu mir und ich entgegnete: «Sie können anders machen, was sie wollen, aber nicht bei diesem Bau». Horta-Chef Josef Wernle ging davon aus, dass man die Grundrisse von Wohnbauten nicht ständig neu erfinden müsse.

Die Normpläne erfuhren im Laufe der Zeit gewisse Veränderungen. In der Telli etwa waren die ersten Küchen an der Rüt mattstrasse weniger automatisiert als diejenigen der folgenden Wohnzeilen. Verändert wurden auch die Hauptbalkone, zu Beginn waren sie relativ schmal, später baute man sie 25 Zentimeter tiefer.

Anpassungen wurden von uns immer systemkonform kontrolliert. Es musste passen, die finanziellen Konsequenzen bekannt sein. Wir hafteten für den Gesamtpreis. Viele unserer Kunden waren Pensionskassen, Versicherungen, Banken oder Industriebetriebe.»

## Öffentliche Wege, unterirdische Strassen

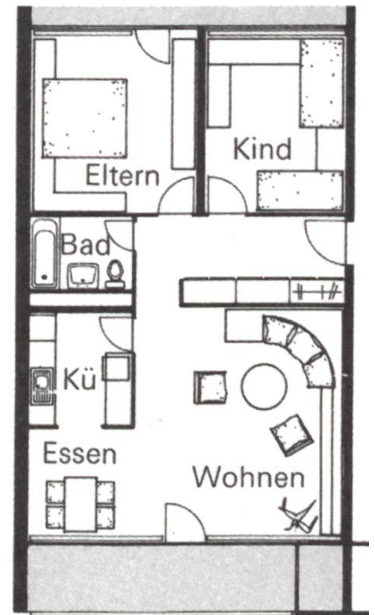
Im Anschluss an das Wettbewerbsverfahren handelten die Grundeigentümer einen Vertrag aus. Wie es dazu kam, erzählt Fritz Wagner:

«Die Frage war: «Wie gelingt es, nach Plan fertigzubauen?» Das ist beim Städtebau eines der grössten Probleme. Es kommen neue Ideen, man verwirft alte Pläne, ersetzt sie durch neue. Wir aber wollten keine Teilrealisierung. Ich schlug daher vor, alles auf privater Ebene vertraglich zu regeln. Heute arbeitet man mit Sonderbauvorschriften. Aber Städteplanung war in der Schweiz noch jung.

Wir setzten einen sogenannten Grundeigentümergevertrag auf. In einer kleinen Arbeitsgruppe, in welcher die Grundeigentümer vertreten waren, besprachen wir alles mit einem Notar. Geregelt wurden nicht nur der gemeinsame Bau, sondern auch Betrieb, Unterhalt, Wegrechte und die Finanzierung der gemeinschaftlichen Anlagen. Es wurde ein relativ umfangreiches Werk. Auch unsere Ideologie war drin, keine Autos, nirgends ... Die unterirdische Strasse ist eindrücklich: befahrbar für hohe Lastwagen, Zügelwagen... Das war eine Pionierleistung.»

Auch Franz Jäck schwärmt vom Grundeigentümergevertrag:

«Genial an der Telli ist der Grundeigentümergevertrag.



↑ Grundriss Rastel-Granit.



Alle Wege, die durch die Telli führen, sind öffentlich. Unglaublich – man baut eine Siedlung und sagt, die Oberfläche, auf der man zu Fuss unterwegs ist, ist öffentlich. Jeder, ob Tellibewohner oder nicht, darf dort picknicken. Niemand kann einen verscheuchen. Anständig aufführen sollte man sich aber schon.»

Gemäss Günter Schierbaum regelte der Grundeigentümervertrag vor allem das Zusammenleben in der Telli:

«Vorgeschrieben war zum Beispiel für jede Zeile eine Aufgabe, die dem Gemeinwohl dienen sollte: Kleintierzoo, Minigolf- oder Sportanlage. Dafür sollte jede Wohnung monatlich mit dem Mietzins 5 Franken für den Betrieb der Anlagen zahlen.

Beim Besuch in «Le Lignon» in Genf sprachen wir vor allem mit den dort angestellten «Animateurs». Deren Aufgabe war es, die Bedürfnisse der Mieter zu erkennen und das Sozialleben entsprechend zu gestalten. Eine wichtige Erkenntnis war: Es braucht nicht nur einen Spielplatz für die Kleinen, sondern auch etwas für die Heranwachsenden.»

Jahre später wurde die Telli so fertig gebaut, wie sie einst geplant gewesen war – nicht zuletzt wegen des Grundeigentümervertrags, wie Fritz Wagner meint:

«Letztlich zeigte sich, wie gut das eingefädelt war, als die hintersten Wohnzeilen auf dem Land der Bürgergemeinde 15 Jahre später gebaut werden sollten. Man nahm den Vertrag hervor – nicht alles wurde genauso gebaut, aber das macht nichts, das hatte eine interne Flexibilität. Es blieb die gleiche Art von Gebäuden.»

### **«Ein solches Vorgehen wäre heute undenkbar»**

Noch aber stand keine der vier Wohnzeilen. Die Baueingabe erfolgte 1971 unter Stadtbaumeister Fritz Wagner:

«Es standen vor allem politische und juristische Fragen im Raum, man war sich bewusst, es wird Opposition geben. Aarau ist eine Stadt mit vielen kleinen Häuschen. Das Problem war: Können wir neben das bestehende Einfamilienhausgebiet so ein Riesending hinstellen? Wir waren dann ein bisschen mutig ...

Aber aufgepasst, es ging auch um Stimmbürger – die Stadt hatte Angst, an Bedeutung zu verlieren, weil die Einwohnerzahl abnahm. Das war eine Wahnsinns-triebfeder für die Politiker. Man sollte wieder Bewohner erhalten, die die richtigen Nationalräte und Kantonsräte wählen.»



Wussten die Aarauer, was an der Aare entstehen würde?  
Günter Schierbaum sagt:

«Die Telli, unten an der Aare, war als Quartier nicht unbedingt die 1A-Gegend ... Deswegen hat sich wohl «tout Aarau» nicht sehr stark gewehrt. Man liess politisch gewähren. Wir konnten nicht gerade ungestört arbeiten, aber doch, ohne dass die Politik zu sehr eingegriffen hätte.»

Und die Behörden, so Fritz Wagner, schienen das mitzutragen:

«Wir behaupteten damals, das liege in der Kompetenz des Stadtrates. Es handle sich um eine Arealüberbauung. Wir befanden uns in einer Pionierphase: Es gab noch keine Vorschriften für Hochhäuser. Relativ schnell wurde die Baubewilligung erteilt und mit dem Bau begonnen. Ein solches Vorgehen wäre heute undenkbar. Vom Wettbewerb bis zum Bezug der ersten Etappe sind meines Wissens zwei Jahre vergangen. Ich staunte selber. So schnell, dass die relativ träge Politik das gar nicht mitgekriegt hat.»

Kritiklos hingenommen, erzählt Fritz Wagner, wurde die Grosssiedlung aber nicht.

«In der Zeitung wurde diskutiert, ob das Ganze nicht zu gross sei, ob es zum Quartier passe. Es war den Leuten ein bisschen unheimlich. Klar passt es nicht, hier stehen ja Einfamilienhäuser und kleine Mehrfamilienhäuser. Aber zusammen bildet das Ganze eine Einheit, ein Quartier.»

Kritische Stimmen zur Überbauung musste sich auch Franz Jäck anhören:

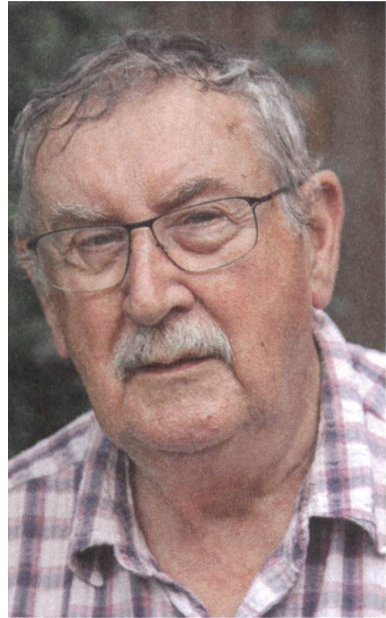
«Wenn man sagte, dass man mit der Überbauung zu tun hat, so hiess es bisweilen: «Das grossgeklotzte cheibe Zeugs da unten» ...»

## Ein Barackendorf für italienische Bauarbeiter

Als die Baubewilligung vorlag, wurde im Januar 1972 mit dem Bau der ersten Wohnzeile an der Rüt mattstrasse begonnen. Franz Jäck äussert sich zur Baustelle:

«Das war schweizweit eine der modernsten Grossbaustellen für Wohnhäuser. Beteiligt war auch ein Baugeschäft aus dem Kanton Uri, das den Autotunnel am Gotthard mitgebaut hatte. Für die italienischen Bauarbeiter befand sich in der Telli ein Barackendorf mit Kantine, Duschen, WC. Rund 120 Leute waren dort einquartiert, haben dort geschlafen, wurden gepflegt und sind übers Wochenende nach Hause gegangen. Man





↑ Franz Jäck (Jahrgang 1939).

ass in dieser Kantine ausgezeichnet. Diese Arbeiter waren für den Rohbau zuständig, hauptsächlich für die Betonarbeiten. Sie sollten den ersten Block hochziehen.»

Ein Jahr später, 1973, wurde mit dem Bau des Hochhauses begonnen. Franz Jäck erzählt:

«Liftschacht und Treppenhaus wurden in einem Gleitschalverfahren gebaut: Tag und Nacht wurde betoniert. Die Schalungen wurden kontinuierlich hochgezogen, ständig mit Beton gefüllt, so entstand pro Tag ein Stockwerk. Das war eine Sensation.

Über den 24-Stunden-Betrieb mussten die Anwohner informiert werden. Viel Lärm entstand aber nicht, es gab gewisse Geräusche, der Kranmotor, das Leeren des Betons oder das Rütteln, wenn der Beton verdichtet wurde.

Der damalige kaufmännische Direktor und ich, wir liefen jeden Abend die Treppe hoch und stiessen auf die fertiggestellte Etage mit einem Bier an. Am Schluss sind wir 24 Stockwerke hochgelaufen.»

Nicht mehr involviert in die Bauphase war Fritz Wagner:

«Stadtbaumeister war ich drei oder vier Jahre lang: 1974 wurde ich von der Firma Horta abgeworben. Man bot mir einen Posten im Gesamtführungsgremium an: ich sollte die Auslandabteilung aufbauen.»

1973 waren die hinteren Häuser an der Rüt mattstrasse bezugsbereit. Beatrice Wagner und ihr Partner Walter Howald gehörten zu den ersten Mietern, die dort eingezogen sind. Sie erlebten die Grossbaustelle aus nächster Nähe:

«Immer zwei Häuser wurden gleichzeitig gebaut, etappenweise hochgezogen, mit einem gemeinsamen Lift. Es gab sehr viele Handwerker und es wurde auch gestohlen. Da standen schon mal 200 Badewannen oder Kühlschränke in der Garage. Chauffeure in kleinen Firmenbussen fuhren unten rein, baten um Hilfe beim Einladen und erklärten, sie bräuchten schnell 10 Maschinen für diese Baustelle. Unglaublich, was da abging. Schliesslich machte die Polizei mittags und abends Kontrollen und überprüfte den Kofferraum ...»

## «Wir sind auch nicht verheiratet»

Die Anfangszeiten in der Telli waren nicht nur gemütlich, wie das Paar Walter Howald und Beatrice Wagner sagt:

«Im Haus Rüt mattstrasse 14 waren wir die Ersten, gemeinsam mit der Verwalterin der ganzen Überbauung, Frau Lüthi. Ihr Büro war gleichzeitig eine



Musterwohnung. Den Lift gab es bereits, auch die Tiefgarage, aber es war finster, nichts war richtig angeschlossen.

Wir sind 1973 in eine 2,5-Zimmer-Wohnung im ersten Stock gezogen. Rundum waren Hügel, Dreck – eine riesige Baustelle. Die Leute konnten uns direkt in die Wohnung sehen.»



↑ Beatrice Wagner  
(Jahrgang 1950) und  
Walter Howald  
(Jahrgang 1948).

Das Paar hatte sich unter anderem für die Wohnung in der Telli entschieden, weil der Aargau in manchen Dingen liberaler als andere Kantone war:

«Wir wollten zusammenziehen – ich war 23 Jahre alt, er 25. Damals war der Kanton Aargau der erste Kanton, in welchem man im Konkubinat leben konnte. Ich suchte eine Wohnung, aber nirgends war etwas frei.

Wir hatten uns in Rohr bereits umgeschaut. Der Besitzer stellte jedoch die Bedingung, dass wir innerhalb eines Jahres heiraten. Wir wollten uns wegen einer Wohnung aber nicht vorschreiben lassen, wann wir heiraten.

Ich entschloss mich zu einer Besichtigung an der Rüt mattstrasse. Mir gefiel die Wohnung. Einige Tage später meldete sich Frau Lüthi telefonisch bei mir – sie hiess damals noch Fräulein Kyburz, man sagte unverheirateten Frauen damals Fräulein – und fragte: «Fräulein Wagner, nehmen Sie die Wohnung alleine?» Ich dachte schon, jetzt geht das ganze Theater wieder los. Deshalb sagte ich am Telefon grad nichts mehr. Da lachte sie und antwortete, ich müsse keine Angst haben, sie müsse das wegen der Versicherung wissen. Sie wohne selbst mit ihrem Freund im siebten Stock und sei auch nicht verheiratet.

Die Wohnungen waren damals relativ schnell weg, obwohl zu Beginn immer über die «Staumauern», dieses Ghetto, gelästert worden war.»

Wegziehen? Das ist für beide nach über 40 Jahren in der Telli ausgeschlossen.

«Nein, wegziehen wollen wir nicht. Es gibt hier Spitex und Nachbarschaftshilfe.»

## «Wir haben es gut im Griff»

Ein gut funktionierendes Zusammenleben in den vier Wohnzeilen im Park, wo viele hundert Menschen weit mehr als nur die Waschküche teilen, war von Anfang an im Interesse aller Beteiligten. Es war deshalb sinnvoll, wie Günter Schierbaum sagt, die beiden Quartierteile zu verbinden:

«Das Gemeinschaftszentrum setzte man bewusst an die Nahtstelle der alten zur neuen Telli. Man wollte



die alte Telli miteinbeziehen, um eine Art Ghetto-Bildung der neuen zu vermeiden. Das soll meines Wissens recht gut geklappt haben ...»

Ohne Reibungen wird es, wenn Menschen zusammenleben, kaum gehen. Dessen ist sich Franz Jäck bewusst:

«Der soziale Druck in einer solchen Überbauung ist gross. Schwierige Bewohner würden in einem Einfamilienhausquartier aber genauso auffallen wie in dieser Siedlung.»

Bewohner Walter Howald indessen winkt ab:

«Wir haben es gut im Griff. Die Leute helfen einander, schauen sich gegenseitig zur Wohnung.»

Beatrice Wagner und Walter Howald erlebten das Zusammenleben positiv, den Bedürfnissen ihrer jeweiligen Lebensphase entsprechend.

«Unten, auf dem Sportplatz, haben sich immer 20, 30 Leute die ‹Scheichen› verklopft. Es wurde unglaublich viel gemacht. Jedes Wochenende grilliert, Tische aufgestellt – das wird auch heute noch gemacht.

Mit der Zeit kannten wir nicht mehr alle. Wir arbeiteten ja immer 100 Prozent, gingen am Morgen aus dem Haus, kamen abends zurück. Man kann da unten anonym bleiben oder Bekanntschaften haben, das hängt von der Eigeninitiative ab.»

## Enorme Landreserven, hohe Verschuldung

1973 kam die Ölkrise und mit ihr der Niedergang des für den Bau verantwortlichen Generalunternehmens Horta. Fritz Wagner, der inzwischen für die Horta international tätig war, erinnert sich:

«1974 hat man das so richtig gemerkt. In der ganzen Schweiz kämpften die grossen Baufirmen um ihre Existenz. Manche wurden von einzelnen Banken, bei denen sie verschuldet waren, ‹gerettet.›»

Die Horta hingegen erhielt keine Hilfe. 1976 ging sie in Konkurs. Franz Jäck begleitete den Konkurs des eigenen Unternehmens:

«In den 1970er-Jahren fielen die Landpreise zusammen. Wir hatten enorme Landreserven mit einer hohen Verschuldung. Dadurch wurde unsere Liquidität schlechter. Wir kamen in den Nachlass, der Nachlassvertrag wurde von den Banken abgelehnt, daraufhin folgte der Konkurs.

Ich war anschliessend zwei Jahre lang von der Konkursverwaltung angestellt. Sie brauchten jemanden,



der alle Bauten kennt. Ausserdem liquidierte ich die Horta Aarau: Das gesamte Mobiliar im Hochhaus, alles was irgendwie Geld brachte, Pulte, Gestelle. Nach zwei Jahren hatte ich genug von dieser Aufgabe und verabschiedete mich.»

## Die «Staumauern» in der Parklandschaft

1990, fast 20 Jahre nach Baubeginn, war auch die vierte Wohnzeile an der Delfterstrasse gebaut. Heute sagen die einstigen Landbesitzer Jenny:

«Wenn man auf dem Alpenzeiger steht, nimmt man die Siedlung als Eingriff in die Landschaft wahr, daher auch der Übername «Staumauer». Aber die Alternative wäre kleinkariert gewesen und der Sache nicht gerecht geworden. Wir sind stolz auf die Überbauung.»

Begeistert über die Räume zwischen den Wohnzeilen, äussert sich Günter Schierbaum:

«Ganz hervorragend finde ich die Nutzung der grossen Abstände zwischen den Wohnhäusern. Man hat die Landschaft abwechslungsreich gestaltet. Jemand hat mir gesagt, das seien in der Schweiz weitaus die schönsten Parklandschaften für solche Überbauungen.»

Nicht von Anfang an sei man stolz gewesen, sagt Franz Jäck:

«Stolz? Das ist erst in den 1980er-Jahren entstanden, als die Schweizer Architektenvereinigung aufzeigte, welche Qualitäten die Telli hat.»

Und die «Tellianer» selbst? Walter Howald:

«Hier ist nicht die Stadt. Hier ist die Telli. Ich vertrete die Telli, bei der Stadt. Will sie sich einmischen, wehren wir uns. Heute jammern sie wegen des Landes, reden von Verdichtung ... Aber schauen Sie mal, hier ist man weit genug voneinander entfernt. Wenn man auf dem Balkon steht, ist der nächste Block weit weg.»

Die Autorin  
*Heidi Hess ist Journalistin, hat in  
Zürich Romanistik studiert und lebt mit  
ihrer Familie in Aarau.*

### Literatur:

Fuchs, Felix; Hanak, Michael. Die Wohnsiedlung Telli in Aarau: Eine Grossüberbauung im planerischen und städtebaulichen Kontext. In: Aarauer Neujahrsblätter, 1998, S. 131–160.

Generalunternehmen Horta (Hrsg.). Telli: Eine neue Stadt wird gebaut. Dokumentation, o. J.

Grundeigentümerschaft (Hrsg.). Grossüberbauung «Telli» Aarau: Neuer Lebensraum für 4500 Menschen. Dokumentation zum Wettbewerb. Aarau, 1971.

Lüthi, Alfred; Boner, Georg; Edlin, Margareta; Pestalozzi, Martin. Die Geschichte der Stadt Aarau, 1978. S. 694–696, 704 f.



↓ Erste abgetreppte  
Häuserzeile an der Rüt-  
mattstrasse mit Hoch-  
haus. (Foto: Aarauer  
Mappe 1973, Fotograf  
unbekannt)

